



Leseprobe

Bernhard Hennen
Die Albenmark
Elfenritter 2 - Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 12. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

DIE ELFEN-ROMANE:

Die Elfen
Elfenwinter
Elfenlicht
Elfenkönigin

Elfenritter – Die Ordensburg
Elfenritter – Die Albenmark
Elfenritter – Das Fjordland

Elfenlied

Drachenelfen
Drachenelfen – Die Windgängerin
Drachenelfen – Die gefesselte Göttin
Drachenelfen – Die letzten Eiskrieger
Drachenelfen – Himmel in Flammen

Elfenmacht

Schattenelfen – Die Blutkönigin

BERNHARD
HENNEN

ELFENRITTER
DIE ALBENMARK

Zweiter Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Vollständig überarbeitete Neuauflage 08/2021

Redaktion: Angela Kuepper

Überarbeitung: Uta Dahnke

Copyright © 2008 by Bernhard Hennen

Copyright © 2021 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Das Illustrat GbR, München

unter Verwendung einer Illustration von Kerem Beyit

Karten und Illustrationen: Andreas Hancock

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-453-42479-1

Für die Schöne in der Ferne

*Der Tugendhafte begnügt sich,
von dem zu träumen,
was der Böse im Leben verwirklicht.*

Platon

Gishild presste beide Hände auf die Ohren. Sie zitterte am ganzen Leib. Rückwärts taumelnd, stieß sie mit dem bärtigen Geschützmeister zusammen. Seine schwieligen Hände packten sie bei den Armen. Mit einem Ruck drehte er sie ein Stück um und verpasste ihr einen Stoß, der sie in die andere Richtung wanken ließ.

Tränen der Wut rannen über Gishilds Wangen. Sie wollte nicht aufgeben, aber sie hielt es nicht länger aus.

Wieder erzitterte die Geschützkammer unter dem Donner eines Kanonenschusses. Wie gepeitscht warf sich die Prinzessin nach vorn. Grelles Licht stach ihr in die Augen, als sie auf das Hauptdeck der Galeasse gelangte. Sie brauchte gar nicht aufzublicken, um zu wissen, dass sie angestarrt und belächelt wurde. Die Arkebusiere und Ritter an der Reling, die Ruderer, die sich in der Sonne auf ihren Bänken räkelten, sie alle hatten nichts weiter zu tun, als zuzusehen, welche Novizen der Pulverqualm vertrieb und wer seine Feuertaufe bestand.

Den Blick starr auf die Planken geheftet, lief sie zum Vormast und ließ sich dort nieder. Schwefeliger Pulvergeschmack klebte auf ihrer Zunge; ihr war übel. Ein Stück weiter kauerte Raffael. Die schwarzen Locken hingen ihm strähnig in die Stirn. Sein Gesicht glänzte wie in Tinte getaucht. »Ich liebe Pferde«, murmelte er halblaut. »Die verdammten Pulverfresser können mir gestohlen bleiben. Und dieses verfluchte Schiff auch.« Er zog die Nase hoch und wollte wohl aufs Deck spucken, überlegte es sich dann aber anders. Kapitän Alvarez liebte sein Schiff, und es war gewiss nicht klug, die Geliebte eines anderen Mannes anzuspucken.

Gishild lächelte unwillkürlich über ihre Gedankensprünge.

»Nimm es dir nicht zu Herzen«, erklang eine wohlvertraute, warme Stimme hinter ihr. Es war Drustan, der einarmige Ritter, der Magister ihrer Lanze. »Meine Sache war das auch nicht. Ich glaube, ich habe es nicht länger in der Geschützkammer ausgehalten als du.«

Er legte die Hand auf Gishilds Schulter und drückte sie sanft. »Ich weiß, manchmal sind wir etwas schroff ... und ich weiß auch, wie sehr ein Lächeln im falschen Augenblick verletzen kann. Aber glaube mir, all dies hier geschieht nicht, um euch zu demütigen. Tjured gibt jedem seiner Kinder mindestens eine große Gabe. Wir suchen nach euren Begabungen. Und wenn wir sie entdecken, dann schleifen wir euch, bis wir das Beste aus euch herausholen. Welchen Sinn hätte es, dir das Kommando über eine Geschützkammer zu geben, wenn du dort bestenfalls mittelmäßig wärst? Dafür bist du eine außergewöhnliche Fechterin. Also werden wir dich unseren besten Fechtlehrern überantworten, wenn du etwas älter bist. Aber noch sind wir auf der Suche ... Verzweifle nicht. Drei Jahre dauert dieser Teil deiner Ausbildung. Dann wissen wir, wie Gott dich erschaffen hat und welche Gaben er dir mitgab.«

Gishild versuchte sich vor der freundlichen Stimme und dem Trost zu verschließen. Sie wollte davon nichts hören. Sie war sich ganz sicher, keine Gaben von Tjured erhalten zu haben, denn sie war die Prinzessin des Fjordlands und sie diente anderen Göttern! Vielleicht wollte sie auch einfach ihren Schmerz und ihren Zorn nicht aufgeben.

Sie blickte hinauf zum Oberdeck des Vorderkastells. Von Rauch umgeben, standen dort, oberhalb der Geschützkammer, der Kapitän und einige Ritter. Sie beobachtete die Einschläge der Kanonenkugeln in der roten Steilwand eines Felsens, der sich etwa dreihundert Schritt entfernt aus der spiegelglatten See erhob. Diese Ordensritter waren der Feind, auch wenn Gishild jetzt mitten unter ihnen war. Das durfte sie nicht vergessen! Dort standen Lilianne de Droy, die ehemals Komturin von Drusna gewesen war und Gishilds Vater schwere Niederlagen beigebracht hatte, und ihre Schwester, die Fechtmeisterin Michelle. Luth allein mochte wissen, wie viele Drusnier und Fjordländer Michelle abgestochen hatte.

Die Ritterin schien ihren Blick zu spüren. Unvermittelt drehte sie sich um und lächelte sie an.

Gishild ertappte sich dabei, wie sie das Lächeln erwiderte. Sofort erstarrte ihr Antlitz zu einer Grimasse. Das durfte sie nicht tun! Lass dich nicht verführen, schalt sie sich. Sie sind der Feind, du gehörst nicht zu ihnen!

Sie seufzte. Es war so schwer. So verwirrend ...

»Glaub mir, du musst dich wirklich nicht schämen, weil du die Geschützkammer verlassen hast«, sagte Drustan, der ihre Miene gründlich missverstanden hatte.

Pulverknappen trugen neue Ladungen für die großen Bronzekanonen aus der Kammer tief im Schiffsrumpf herauf. Das Pulver befand sich in doppelt vernähten, weichen Leinensäcken. Mit ihrer zylindrischen Form entsprachen sie dem Mündungsdurchmesser der Kanonenrohre, in die sie geschoben wurden. Jeder Pulversack enthielt eine sorgfältig abgemessene Ladung für einen Schuss über mittlere Reichweite. Der Stoff war mit Wachs eingerieben und wasserabweisend. Die Pulverknappen stapelten die Ladungen dicht vor dem Zugang zur Geschützkammer, gleich dort, wo in halbrunden Kuhlen auch ein Vorrat der schweren, eisernen Kanonenkugeln lagerte.

Wieder ließ der Donner einer Bronzeschlange das große Schiff erbeben. Luc trat aus dem Rauch der zum Hauptdeck hin offenen Geschützkammer. Blinzelnd fuhr er sich mit dem Arm über die schweißglänzende Stirn. Er sah in ihre Richtung und zwinkerte ihr zu. Gishild nickte. Wieder war ein Lächeln auf ihren Lippen. Sie konnte sich einfach nicht dagegen wehren, nicht bei Luc. Wann immer sie ihn sah, verebte all ihre Wut. Seit der Nacht unter dem Galgen, in der sie ihn gewärmt und ihr Geheimnis mit ihm geteilt hatte, war sie verändert.

Er wollte ihr Ritter sein, das hatte er ihr seither Dutzende Male geschworen. Nun aber sah er mit an, wie sie versagte. Sie hatte die Probe in der Geschützkammer nicht bestanden!

Er wuchtete sich einen der Pulversäcke auf die Schulter, Futter für die mächtigste Kanone des Schiffes, die *Heiliger Zorn*.

Luc würde einmal ein gut aussehender Mann werden, dachte Gishild. Schlank und drahtig war er, ein wenig wie die Elfen am Königshof ihres Vaters. Gedankenverloren spielte sie mit ihrem Haar. Sie fand es immer noch viel zu kurz. Es würde viele Monde dauern, bis es wieder so lang war wie vor ihrer Begegnung mit dem Barbier von Paulsburg. So lang ...

Die feinen Härchen an ihren Armen richteten sich auf. Eisige Kälte kroch in ihren Bauch. Verwirrt blickte sie zum Himmel, um zu sehen, ob sich eine Wolke vor die Sonne geschoben hatte. Es war windstill. Die großen Segel hingen schlaff von den Rahen. Kein Seidenbanner rührte sich. Der Himmel war wolkenlos.

Gishild schlang die Arme um den Leib. So kalt war ihr, als hätte plötzlich der Winter Einzug gehalten, doch er schien nur für sie gekommen zu sein. Sie sah sich um; niemand anders schien zu frieren. Ihr Blick wanderte zu der Geschützkammer und suchte Luc, doch in den dichten Rauchsleiern gab es nur gesichtslose Schattengestalten, die mit genau einstudierten, knappen Bewegungen den Tanz der Bronzeschlangen tanzten.

Vielleicht ließ der Schweiß, der an ihrem Leib trocknete, sie frösteln?

Ein Donnerschlag, begleitet von hellen Flammenzungen, löschte all ihre Gedanken aus. Ein Luftzug berührte sie. Ein Finger des Todes, ausgestreckt nach ihr ...

Dann hörte sie einen dumpfen Schlag auf Holz. Noch immer loderten Flammen in der offenen Geschützkammer.

Gishild konnte nichts als starren. Mit schreckensweiten Augen, unfähig, die Bilder mit Gedanken zu verknüpfen. Unfähig, sich zu bewegen oder einen Laut über die Lippen zu bringen.

Aus dem Augenwinkel sah sie ein golden glänzendes Bronzestück im Mast stecken, das sie um weniger als einen Zoll verfehlt hatte.

Sie sah, wie die gestürzten Ritter auf dem Deck über den Geschützen wieder auf die Beine kamen. Alle, bis auf einen. Sie sah das geborstene Holz der Planken. Sah den Arkebusier, der wie trunken über der Reling hing und dessen Blut sich in die See ergoss. Und dann taumelten Gestalten aus dem Geschützdeck. Fleisch gewordene Schatten. Schwarz von Pulver und Rauch. Und sie hinterließen Spuren aus dunklem Blut auf dem Deck.

Gishild erkannte Joaquino, der Bernadette auf den Armen trug.

Mit den Namen brach der Bann. Die Prinzessin sprang auf und lief zu ihren Kameradinnen und Kameraden. Zu ihrer Lanze, den Löwen.

Vom Oberdeck hallten Befehle. Die Krieger und Ruderer versuchten zu helfen. Kapitän Alvarez stieg die Treppe zum Oberdeck hinab. Sein silberner Brustpanzer war mit hellroten Flecken gesprenkelt.

Gishild drängte an ihm vorbei. Eine Hand packte sie, doch sie riss sich los. Ein einziger Gedanke füllte sie völlig aus: Luc! Er war nicht unter den Gestalten, die aus dem Rauch hervorquollen.

Sie trat auf etwas Weiches und hatte nicht den Mut, auf den Boden zu blicken. Der Pulverqualm brannte in ihren Augen. »Luc?«

Neben der *Heiliger Zorn* lagen hingestreckte Gestalten. Ängstlich kniete sie nieder. Ein gesichtsloser Leichnam lag auf der schwelenden Lafette. Das Rohr der großen Kanone war geborsten. Glühende Bronzesplitter steckten in der Decke und den Wänden der Geschützkammer. Blasse Flammenzungen leckten rund um die Splitter über das trockene Holz. Fetzen schwelenden Leinens tanzten in der Luft.

Endlich entdeckte sie Luc. Er lag dicht bei der Steuer-

bordwand. Etwas Dunkles troff von der Decke herab auf seine Brust. Blut sickerte aus seinem Mundwinkel.

Gishild packte ihn unter den Achseln und wollte ihn fortziehen. Er war schwer. »Komm zu dir ...«

Er reagierte nicht. Besinnungslos hing er in ihrem Griff, das Hemd von Blut durchtränkt. Endlich kamen auch andere Retter in die Geschützkammer. Ein Ruderer mit tätowierten Oberarmen hob Luc auf und trug ihn hinaus. Gishild wich nicht von seiner Seite.

Vor ihnen taumelte Anne-Marie dem Hauptdeck entgegen. Ihr linker Arm hing schlaff herab. Wo die Hand hätte sein sollen, war schwarz verbranntes Fleisch. Gishild rief ihren Namen, doch Anne-Marie ging einfach weiter. Sie wirkte, als sei sie nicht mehr ganz in dieser Welt.

Gleißendes Licht brannte die Bilder aus Gishilds Augen. Etwas fauchte. Die Prinzessin blieb stehen. Sie schlug die Hände vors Gesicht. Sengender Pulveratem schlug ihr entgegen.

»Raus hier!« Noch immer geblendet, vernahm sie Drustans Stimme. »Alles raus!«

Wieder fauchte Pulver. Hitze griff nach Gishild. Brannte auf jedem Stück Haut, das nicht mit Stoff bedeckt war. Ihre Hände schmerzten. Tränen rannen ihr über die Wangen. Undeutlich sah sie schwarze Flächen und Licht. Eine Welt ohne Farbe. Dichter Rauch schlängelte sich wie lebendig über den Boden. Und vor ihm eilte ein strahlendes Licht dahin. Es sah schön aus, funkenstiebend und eilig huschend. Wie etwas Lebendiges.

Und dann sprang es einen einzelnen Leinensack an, den ein Pulverknappe vor der Geschützkammer hatte fallen lassen.

»Das Pulver!« Im gleichen Augenblick, in dem Drustan schrie, warf er sich auch schon zu Boden.

Der Ruderer, der Luc auf seinen starken Armen trug, ließ den Jungen fallen und versuchte die Reling zu erreichen

und in die Sicherheit des Ozeans zu flüchten. Dutzende Männer und Frauen sprangen über Bord.

Eine grelle Stichflamme, hoch wie die Masten, schoss zum Himmel. Feuerzungen leckten weit über das Deck, und wen sie berührten, dem brannten sie binnen eines Herzschlags das Fleisch von den Knochen. Der heiße Atem der Explosion trug Menschen davon wie Herbstwind trockenes Laub.

Gishild warf sich auf Luc. Sie hielt ihn fest umschlungen. Flammen versengten ihr das Haar. Sie spürte Lucs warmes Blut auf ihrem Leib, und ein metallischer Geschmack, als lecke man an poliertem Kupfer, füllte ihren Mund. So fest drückte Gishild Luc an sich, wie sie als Kind manchmal nachts ihre Stroh puppe an sich gedrückt hatte.

Lucs Augen waren weit aufgerissen. Es war fast nur das Weiße zu sehen. »Hilfe!«, rief Gishild, doch ihre Stimme ging im Tumult an Deck unter. »Hilfe!«

Inmitten von Rauch und Flammen stand Anne-Marie. Wie durch ein Wunder war sie dem Verderben entronnen. Doch nur zwei Schritt entfernt lag der Stapel mit den Pulverladungen. Und das helle Leinen des obersten Sacks war gesprenkelt von schwelender Glut.

Anne-Marie beugte sich zu dem schwelenden Sack hinab. Ihre gesunde Hand krallte sich in das Leinen. Linkisch hob sie den Sack auf und ging mit seltsam steifen Schritten auf die Reling zu. Sie bewegte sich wie eine schlecht geführte Marionette, dachte Gishild, während sie Luc festhielt und darauf wartete, Anne-Marie und das ganze Schiff in einer weiteren Flammensäule vergehen zu sehen.

Teilnahmslos beobachtete Gishild, wie Lilianne einen Eimer mit Wasser über den verbliebenen Pulversäcken entleerte.

Anne-Marie erreichte die Reling und ließ sich einfach vornüberkippen.

Die Prinzessin hörte den Aufschlag auf dem Wasser. Sie

atmete aus. Das Schiff erzitterte, als habe es einen erleichterten Seufzer von sich gegeben.

»Bemannt die Ruder!«, erklang die ruhige Stimme des Kapitäns.

Gishild fühlte Tränen auf ihren Wangen. Überall waren Verwundete. Das Deck war rot von Blut. »Hilfe«, rief sie erneut.

Drustan beugte sich zu ihr hinab. »Wo bist du verletzt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist nicht mein Blut. Luc ... Du musst ...«

Der Magister schob sie sanft zur Seite. Seine Hand tastete nach Lucs Hals. Gishild konnte sehen, wie sich Drustans Wangenmuskeln spannten. Sehnen wie fleischige Drähte traten an seinem Hals hervor. »Alvarez!«

»Was ist mit ihm?«, fragte Gishild.

Der Magister antwortete nicht. Er zerriss Lucs Hemd. Etwas Blauschwarzes quoll ihm durch den blutgetränkten Stoff entgegen. »Alvarez!«, rief er noch einmal, und seine Stimme klang schrill. Er drückte mit seiner Hand die Schlinge zurück, die aus dem Hemd hervordrängen wollte.

Gishild sah, wie viel Blut aus der Wunde quoll, und Eiseskälte breitete sich in ihr aus.

»Hilf den anderen! Mach dich nützlich!«, herrschte Drustan sie plötzlich an.

Die Prinzessin griff nach Lucs Hand. Sie war entsetzlich kalt. Ihr Platz war an seiner Seite. Er war doch ihr Ritter!

Der Magister lachte bitter. »Ich?« Er drehte sich, sodass sein leerer Ärmel besser zu sehen war. »Verspötte mich nicht! Glaubst du, ich wäre ein Krüppel, wenn ich solche Kräfte besäße?«

»Das heißt, er hat sich selbst geheilt. Und das im Schlaf ...«

»Ja.« Drustans Stimme war nur noch ein Flüstern. Er drängte sich dicht an Alvarez. Der Magister roch unangenehm nach säuerlichem Schweiß. Und er hatte getrunken. Alvarez presste die Lippen zusammen. Er durfte das nicht dulden! Er kannte die Schwächen seines Ordensbruders gut. Er würde mit den anderen über ihn reden müssen. Doch jetzt mochte er ihn nicht darauf ansprechen.

»Du weißt, was Leon befürchtet?«

Alvarez nickte. Der Primarch hatte mit ihm ein langes Gespräch über den Jungen geführt, bevor die *Windfänger* Valloncour verlassen hatte.

»Was heute geschehen ist, spricht dafür, dass Leon recht hat«, fuhr Drustan fort. »Niemand hat die Macht, eine solche Wunde aus eigener Kraft zu verschließen. Das hat es noch nie gegeben! Und schon gar nicht im Schlaf! Er hat jetzt sein wahres Gesicht gezeigt. Sie haben ihn uns untergeschoben. Er ist ein Wechselbalg! Wir müssen etwas tun ...« Der Magister blickte zu dem blutigen Feldscherbesteck, das auf dem Hocker bei Lucs Lager ausgebreitet war. »Ein Schnitt könnte genügen! Jeder würde glauben, dass er seinen Verletzungen erlegen ist.«

»Warum hast du es dann nicht schon getan?« Der Junge war womöglich eine Gefahr, dachte Alvarez. Doch wenn sie sich irrten ... Wenn er einfach nur in besonderem Maße von Tjured beschenkt war, dann könnte er der hellste Stern werden, der je unter den Ordensrittern geleuchtet hatte.

Drustan sah ihn nur an.

Der Kapitän bewegte die verspannten Schultern. Er konnte in der niedrigen Offiziersmesse nur geduckt stehen. Der kleine Raum war in ein notdürftiges Lazarett verwandelt

worden. Den ganzen Tag über war Drustan in dieser stickigen Kammer gewesen und hatte um Leben gekämpft. Zwei Tote und siebzehn Verletzte – das war der Preis für die mangelhaft gegossene Kanone. Alvarez hatte sich geschworen, den Gießmeister zu finden, der für dieses Massaker verantwortlich war. Wenn Anne-Marie nicht das Schlimmste verhindert hätte ... Nein, er mochte gar nicht daran denken. Das Mädchen war mehr tot als lebendig. Es stank in der Kammer immer noch nach dem Teer, mit dem Drustan ihren Stumpf eingerieben hatte. Alvarez besaß die Gabe ebenso wie Drustan. Er hatte an Deck geholfen, so gut er es vermochte. Und Luc? Tjured allein wusste, was mit dem Jungen war.

»Ich habe mit Michelle gesprochen«, flüsterte der Magister. »Der Kleine hat als Einziger in einem Pestdorf überlebt. Niemand kann sagen, wie lange er allein unter den Toten war. Und er hat sie von der Pest geheilt, obwohl sie schon ein schwarzes Mal trug. Sie dürfte eigentlich gar nicht mehr unter uns sein.« Er sah den Jungen an. »So wie er.«

»Aber du hast nicht zum Messer gegriffen.«

»Er ist doch mein Schüler.«

»Und jetzt soll ich sein Richter sein?«, zischte der Kapitän entrüstet.

Wieder schwieg Drustan.

»Ich mag ihn«, gestand Alvarez. Er dachte an den letzten Buhurt. Den unverschämten Betrug, durch den die stets glücklosen Löwen wenigstens einen einzigen Sieg errungen hatten. Sie hatten mit ihren Wetten die halbe Ordensburg ausgeplündert. Das Spiel war eine einzige Frechheit gewesen. Aber sie hatten gegen keine niedergeschriebene Regel verstoßen. Alvarez' Lächeln wurde breiter. Ja, er mochte Luc. So manches Mal hatte er sich vorgestellt, wie der Junge eines Tages ein berühmter Kapitän des Ordens sein würde. Bestimmt hatte er das Zeug zu einem guten Schiffsführer. Er würde sich bemühen, Luc als Deckoffizier auf die *Windfänger*

zu bekommen, wenn er sich seine goldenen Sporen verdient hatte.

»Liliannes verdammter Vogel lebt noch. Was Luc getan hat, hat das Vieh nicht umgebracht.« Drustan sah elend aus. Er glaubte offensichtlich nicht mehr an den Jungen.

»Wir haben ihn auch nicht getötet«, wandte Alvarez ein.

»Aber wir waren auf dem Vordeck«, entgegnete der Magister. »Zu weit entfernt. Er tut es hier.«

»Es sind immer noch mehr als zwanzig Schritt bis zu dem Käfig.«

Drustan deutete auf den flachen Bauch des Jungen. »Sieh dir doch an, welche Kraft er hat. Dieser verdammte Adler hätte verrecken müssen! So wie das verdammte Gefolge der Elfenkönigin in Drusna.«

»Womöglich ist der Junge ja nicht das, was du unterstellst. Hast du den Glauben an Tjured und seine Wunder verloren? Vielleicht sind wir gerade Zeugen eines solchen Wunders geworden. Vielleicht ist der Junge ein Geschenk Gottes. Stell dir vor, er wurde uns geschickt, um unserem Orden in diesen schwierigen Zeiten, in denen wir im Schatten des Aschenbaums zu vergehen drohen, zu neuer Größe zu verhelfen. Müsste so ein Kind nicht anders sein als die anderen? Müsste er uns in seinen Fähigkeiten nicht übertreffen? Und stell dir vor, wir töten ihn, weil er anders ist. Und weil es uns an Gottvertrauen mangelt.«

Drustan seufzte. »Er macht mir Angst.«

Alvarez legte ihm die Hand auf die Schulter. »Vertraue in Gott, mein Bruder. Lass uns Lucs Gaben nutzen. Zwei Novizen und drei meiner Männer sind dem Tod näher als dem Leben. Wenn Luc erwacht, kann er sie vielleicht retten. Wir werden ankern und ein Lager am Strand errichten.«

»Wie Vampyre sind sie. In unserer Mitte. Sie tragen eine Menschenhaut, doch sind sie nicht wie wir. Was immer sie berühren, wird befleckt sein. Sie ...«

»Ja«, unterbrach Alvarez ihn ärgerlich. »Auch ich habe

Henri Épicier gelesen. Ich weiß. Aber lass uns doch seine Gabe nutzen. Jetzt kann er uns helfen. Und wenn wir zurückkehren, wird Leon ihn prüfen. Er wird die Wahrheit ans Licht bringen. Und wird ihn richten, ohne zu zögern. Du kennst ihn!«

Drustan griff nach dem Feldscherbesteck.

DIE FRAGENDEN

»Sie sind unter uns. Und sie sind nicht nur im Schatten. Im Lichte, wo man sie nicht sucht, sind sie am stärksten. Sie können dein Nachbar sein. Der Geliebte deiner Tochter. Und die schlimmsten von ihnen sind manchmal unsere geliebten Kinder. Die Albenkinder mögen auf den Schlachtfeldern verloren haben. Sie fürchten die Klängen unserer Ritter, geschärft durch Glauben und Enthaltensamkeit. Sie fürchten den klaren Blick des Aufrechten, den sie nicht zu blenden vermögen. Ihre Waffen sind Heimlichkeit und Täuschung. Und das grausamste ihrer Spiele ist die Erschaffung von Wechselbälgern. Darum hütet euch, Gottesfürchtige! Wird euch ein Kind geboren, ruft noch in nämlicher Stunde nach einem Priester. Haben die Kleinen den Segen Tjureds empfangen, so sind sie unberührbar. Ist dem jedoch nicht so, dann mag es geschehen, dass ein Albenkind kommt, den Säugling zu stehlen und auszutauschen gegen einen Wechselbalg. Die Kinder ersticken sie in einem Sack, oder sie ertränken sie, denn mit Menschenkindern wissen sie nichts anzufangen. Und die zarten Seelen sind dazu verdammt, durch ewige Finsternis zu wandern, denn das Licht des Glaubens bleibt für sie unsichtbar. Und niemals werden sie ihren Frieden finden. Ihre Stimmen sind es, die der Wind herbeiträgt, wenn er sich in den Dachfirsten verfängt. Sie klagen uns an für unsere Leichtfertigkeit.

Man mag von großen Schlachten in fernen Heidenwäldern hören. Der wirkliche Krieg jedoch wird mitten unter uns ausgetragen. Wer nicht fest im Glauben ist, der ist wie eine Burg, deren Tore nicht verschlossen wurden. Nur weil ihr sie nicht gesehen habt, heißt das noch lange nicht, dass sie nicht hier sind. Sie jagen Kinder und eure Herzen. Hütet euch vor denen, die schöne Worte machen. Jede verlorene Seele feiern sie als Sieg. Sie werden euch beschenken und euch die Freuden des Himmelreichs schon zu Lebzeiten versprechen. Sie können Dinge geben, von denen ihr nicht einmal zu träumen wagtet. Kein Menschenweib kann Freuden schenken wie eine Elfenhure. Ihr werdet ihnen verfallen. Und wenn sie euch ganz fest gewonnen haben, dann werdet ihr erwachen, und es wird tausendmal schrecklicher sein als eine Nacht mit billigem Wein. Sie entreißen euch die Seele bei lebendigem Leib. Wie Sklaven werdet ihr sein, um den einmal genossenen Freuden wieder nahezukommen. Finstere Magie wird jene treffen, die euch retten wollen. Blitzschlag, missgebildetes Vieh, ein Hagel aus heiterem Himmel, der die Ernte vernichtet. Das sind ihre Waffen im heimlichen Krieg. Nur ein Fragender, ein Priester, der besonders fest im Glauben ist, kann dann noch Rettung verheißen. Die Fragenden kennen alle Wege, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Sie kennen die Schliche der Anderen und wissen, wie ihre heimlichen Verbündeten aufzuspüren sind. So wie die Ritter in der Ferne kämpfen, schlagen sie ihre Schlachten mitten unter uns, und das reinigende Feuer ist ihre Waffe, wenn Seelen verloren scheinen.

Wer ein treuer Diener Tjureds ist, der wird sie rufen, wenn ein Kind Außergewöhnliches zu tun vermag, wenn ein Kaufmann zu viel Glück in seinen Geschäften hat oder ein gottesfürchtiger Mann mehr Unglück erleidet, als Tjured der Gnadenvolle einem Menschen aufbürden würde. Dies sind Zeichen, an denen wir das Werk der Anderen erkennen. Achtet darauf! Und fürchtet euch nicht, sondern seid tapfer und ruft Gottes

*erste Diener um Hilfe. Wo Glaube ist, da wird aus Hoffnung
stets der Same des Triumphs keimen.*

AUS: DER HEIDENHAMMER,
KAPITEL VII, DIE FRAGENDEN, SEITE 81 FF.
ERSTAUSGABE, NIEDERGELEGT ZU SEYPER
IM 934. JAHR NACH DEM MARTYRIUM
DES HEILIGEN GUILLAUME
VERFASST VON HENRI ÉPICIER

kostete, ihm etwas vorzuspielen. Sie waren Löwen, zum Mut verpflichtet. Joaquino wäre besser dran, wenn er ihn in Ruhe ließe. »Ich glaube, die Seeluft wird helfen. Es sollte kein Verband auf die Wunde. Ja, das wäre nicht ... nicht so gut.« Noch einmal versuchte er sich mit aller Kraft vorzustellen, dass Haut über die Verletzung wuchs. Bei Anne-Marie hatte das geholfen. Aber diesmal geschah einfach nichts! Er spürte das Kribbeln in den Händen nicht, dieses Gefühl, dass etwas durch ihn hindurchfloss. Eine Kraft, die überall um ihn herum war, auch wenn man sie nicht sehen konnte. Er nahm sie auf und bündelte sie wie ein Trichter. Aber jetzt schien diese Kraft einfach fort zu sein.

Alvarez kniete auf der anderen Seite von Joaquinos Lager nieder. Der Kapitän der Galeasse hatte Luc überrascht, ebenso Drustan. Sie beide waren ausgezeichnete Heiler. Das hatte Luc nicht gewusst.

Sie hatten ihn beobachtet. Nicht sehr offensichtlich, doch Luc hatte es dennoch gespürt. Ob sie nach Zeichen Ausschau hielten, die ihn als Wechselbalg entlarvten? Wenn sie in der Nähe waren, fühlte Luc sich beklommen. Er wusste, dass er in der Geschützkammer gewesen war, konnte sich aber an nichts mehr erinnern. Er musste verletzt gewesen sein, doch sein Leib wies keine Wunde auf. Nicht einmal einen blauen Fleck hatte er. Unheimlich war das!

Luc musste an die Drohung des Primarchen denken. Sobald die *Windfänger* nach Valloncour zurückkehrte, erwartete ihn eine Prüfung. Er hatte keine Ahnung, worum es gehen würde, aber er wusste, dass der Ausgang dieser Prüfung bestimmte, ob er lebte oder starb. Denn einen Wechselbalg, ein Kind, das auf magische Weise von Elfen erschaffen worden war, würde der gestrenge Primarch niemals inmitten seiner Novizen dulden.

Alvarez legte Joaquino die Hand auf die Stirn. »Du hast kein Fieber, Junge. Das ist ein gutes Zeichen. Wie fühlst du dich?«

»Nicht so schlimm«, brachte der junge Löwe unter Mühen hervor.

Alvarez lächelte. »Ich dachte mir schon, dass du das sagen würdest. Wird eine nette Narbe werden. Morgen verlegen wir unser Strandlager. Ich bin mir sicher, dass wir dann mehr für dich tun können.« Der Kapitän blickte auf und sah Luc auf eigenartige Weise an. So, als teilten sie ein Geheimnis, das sich Joaquino niemals erschließen würde.

Alvarez klopfte dem großen Jungen sanft auf die Schulter. »Halt dich tapfer. Das wird schon wieder.« Dann stand er auf. »Luc? Kannst du mit mir kommen? Ich glaube, du wirst hier nicht mehr gebraucht.«

Der Kapitän ging hinab zum Ufer. Sie waren mit der *Windfänger* in einer engen, felsigen Bucht vor Anker gegangen. Die Mannschaft hatte am Strand zwei große Sonnensegel aufgespannt. Etliche Feuer brannten, und man briet wilde Ziegen, die ein Jagdtrupp erlegt hatte. Außer einer Wache, dem Schiffszimmermann und seinen Gehilfen war niemand an Bord der *Windfänger* zurückgeblieben. Die Schäden in der Geschützkammer wurden behoben. Und Blutflecken von den Planken geschrubbt. Das Geräusch von Hämmern und Sägen hallte über das Wasser.

Alvarez blieb unvermittelt stehen und stemmte die Hände in die Hüften. »Ich hasse es, wenn das Leben meiner Mannschaft in den Händen anderer liegt! Das hätte nicht passieren dürfen!« Er sah zu seiner Galeasse, während er sprach. Alvarez war von stattlicher Gestalt. Trotz der Hitze trug er eine weite Pumphose und kniehohe Stiefel, dazu ein weißes Leinenhemd mit kostbarer Spitze. Eine breite rote Bauchbinde mit goldenen Fransen war um seine Hüften geschlungen – das Abzeichen eines Kapitäns. Das Messer und die beiden Pistolengriffe, die aus dem Stoff ragten, ließen ihn verwegen aussehen. Sein silberner Ohrring, der gezwirbelte Schnauzbart und das lange, lockige Haar taten ein Übriges, um diesen Eindruck zu verstärken. Nein,

wie ein Heilkundiger sah er wirklich nicht aus, dachte Luc erneut. Eher wie ein Pirat oder Schmuggler.

»Es kann immer sein, dass eine Kanone einen unsichtbaren Makel in sich trägt. Eine Luftblase vielleicht. Manchmal ist die Legierung von mangelhafter Qualität ... Deshalb werden sie erprobt. Das ist die Aufgabe von diesem Dreckspack in der Schlangengrube. Ich könnte den Gießmeistern die Schädel einschlagen! Ich könnte ...« Er wandte sich unvermittelt zu Luc um. »Hast du schon mal gesehen, wie ein Hai einen Mann frisst? Ich wünschte, ich hätte ihn hier, den Gießmeister, der die Verantwortung für die *Heiliger Zorn* trägt. Ich wünschte, ich könnte meinem ganz und gar *unheiligen Zorn* Luft machen!« Alvarez zitterte vor Wut.

Luc fragte sich im Stillen, ob der Kapitän wirklich einen Mann den Haien vorwerfen würde.

»Wärst du ein gestrenger Richter, Luc? Was würdest du tun, wenn das Leben eines Mannes, durch den Brüder und Schwestern von dir zu Tode kamen, in deiner Hand läge? Wärst du ein milder Richter?«

Luc dachte an die beiden Toten, die tief im Schiffsrumpf in Bleisärgen lagen, und an Anne-Marie, die eine Hand verloren hatte. Er war traurig. Aber einen anderen Mann zu töten, würde sie nicht lebendig machen. »Ich weiß es nicht«, sagte er schließlich und konnte dem Kapitän dabei nicht in die Augen sehen.

»Du bist zu weich.« Alvarez schüttelte den Kopf. »Ich sehe, du hast ein gutes Herz. Doch um ein Anführer zu sein, musst du dein Mitgefühl und deine Gutmütigkeit manchmal tief in dir begraben. Du musst Dinge tun können, die dein eigenes Herz verletzen. Sonst kannst du nicht führen. Ich habe dich beobachtet. Ich glaube, du weißt das.«

Luc spürte sein Herz schneller schlagen. »Ja.«

»Du hast gut für die Verwundeten gesorgt. Ich habe noch nie einen Jungen mit dreizehn Jahren gesehen, der solches Geschick hat. Du bist ... außergewöhnlich.«

Luc spürte, wie sich in ihm alles zusammenzog. Was wollte Alvarez ihm damit sagen? Hatte der Kapitän ihn durchschaut, so wie Leon es getan hatte, als er dessen Auge in den Mund nehmen musste?

»Du solltest etwas Gutes essen, viel trinken und dich ausruhen. Ich glaube, du bist sehr erschöpft. Morgen werden die Verletzten deine Kraft aufs Neue brauchen, Luc. Für heute entbinde ich dich von allen Pflichten.« Er lächelte. »Nur dass wir uns richtig verstehen, Novize, dies war ein Befehl deines Kapitäns!« Er grinste freundlich. »Und jetzt mach, dass du fortkommst.«

Luc gehorchte. Er war erleichtert, endlich allein sein zu dürfen. Doch das Herz war ihm schwer. Er hatte sich in Alvarez getäuscht. Der Kapitän war auf seiner Seite. Er schien keinerlei Zweifel an ihm zu haben. Stumm betete Luc zu Tjured, dass er den Kapitän und all die anderen, die an ihn glaubten und ihm vertrauten, nicht enttäuschen würde. Die Kameraden in seiner Lanze, Michelle, Alvarez, ja sogar Drustan, sie alle waren ihm eine große Familie geworden. Er wollte sie nicht verlieren. Um keinen Preis!

Luc holte sich einen Wasserschlauch und etwas Brot und Käse. Er machte einen weiten Bogen um das Sonnensegel, unter dem die Verletzten lagen. Auch ging er seinen Kameraden aus dem Weg. Er war wirklich zutiefst erschöpft. Alvarez hatte so gesprochen, als kenne er diesen Zustand. Aber wie sollte er das?

Die grauen Felsen waren warm von der Mittagssonne. Es gab viele verlassene Vogelnester. Die Eierschalen der Frühlingsbrut knisterten unter seinen Sohlen, als Luc von Sims zu Sims kletterte. Schillernde Federn verrieten, dass es keine Möwen gewesen waren, die hier genistet hatten.

Als er so hoch gestiegen war, dass ihn das Stimmengemurmel vom Strand nicht mehr erreichte und er nur noch gelegentlich das Trillern der Bootsmannspfeifen hörte, ließ Luc sich zwischen den verlassenen Nestern nieder. Er brachte

kaum einen Bissen herunter, aber er war sehr durstig und trank in tiefen Zügen.

Dann streckte er sich aus und ließ die Wärme der Felsen in seine müden Glieder sickern. Das Rauschen der Brandung hatte etwas Beruhigendes, Einschläferndes. Alvarez hatte recht gehabt: Es war gut, allen Pflichten zu entfliehen. Für eine kurze Zeit zumindest.

Luc ließ sich treiben. Halb wach, halb im Schlaf genoss er den Sommernachmittag. Er hing seinen Träumen nach, stellte sich vor, ein Ritter zu sein. Ein Held, dessen Name in aller Munde war. Doch alle Ruhmestaten würde er allein für Gishild vollbringen. Er würde im Kugelhagel der Feinde stehen, sie vor Trollen retten und durch die schrecklichsten Unwetter reiten, um bei ihr zu sein. Fast glaubte er zu spüren, wie Hagelschlag in sein Gesicht peitschte. Er dachte daran, wie Gishild ihn gewärmt hatte, als er auf dem Henkersgerüst gekauert hatte. Das würde er ihr niemals vergessen. Allein dafür würde er sie immer lieben.

Da war ein Geräusch. Ein leises Lachen. Luc lächelte. Er hörte sie oft lachen in seinen Träumen. Mal laut und prustend, so wie sie lachte, wenn er in der Fechtstunde einen allzu tollkühnen Ausfall wagte und sie ihm mit Leichtigkeit einen Treffer verpasste, sodass er sich tollpatschig wie ein betrunkenes Kalb fühlte. Er mochte dieses Lachen, denn es war ehrlich, und er fühlte sich deshalb niemals verletzt. Er liebte auch ihr leises und halb unterdrücktes Lachen. Jenes Lachen, das stets zu unpassender Zeit kam, wie etwa während des Nautikunterrichts, den Kapitän Alvarez ihnen täglich gab. Ein Lachen, das sie am liebsten erstickt hätte und doch nicht zu beherrschen wusste. Und er liebte ihr ausgelassenes, freies, glockenhelles Lachen, wenn sie beide sich eine Stunde stahlen und allein waren. So allein, wie man auf einer Galeasse eben sein konnte, wo das nächste Paar Ohren nie weiter als drei Schritt entfernt war.

»Du schläfst nicht, oder?«

Einige Herzschläge lang mochte Luc sich nicht entscheiden, ob die Stimme zu seinem Traum gehörte oder Wirklichkeit war.

»Schläfer runzeln nicht die Stirn. Ich weiß, dass du jetzt wach bist.«

Blinzelnd öffnete er die Augen. Der Himmel feierte die Abendstunde in tausend Rot- und Goldtönen. Das Geräusch der Brandung war zu einem leisen Flüstern geworden. Luc streckte sich. Dann suchte er nach der Stimme.

Gishild saß hinter ihm auf einem Felsvorsprung. Sie grinste.

»Bist du schon lange hier?«

Ihr Grinsen wurde breiter. »Eine Weile.«

Luc war mit der Antwort nicht zufrieden, aber er kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie ihm mehr nicht sagen würde. Schon gar nicht, wenn er weiterfragte.

»Was tust du hier?«

»Dir beim Aufwachen zusehen.« Sie schnippte einen kleinen Stein in seine Richtung. »Ich habe ein paar Steine und Muschelsplitter nach dir geworfen, weil ich wollte, dass du aufwachst, aber du hast so tief geschlafen wie ein alter Bär. Und als ich an deinen Träumen teilhatte, wollte ich gar nicht mehr, dass du wach wirst.«

Was sollte das schon wieder heißen? Ein wenig ärgerte es ihn, dass sie versucht hatte, seinen Schlaf zu stören, und er fragte sich, ob sie mit ihrem Steinewerfen für die Arkebusenkugeln und den Hagelschlag in seinen Träumen verantwortlich gewesen war. Und wie hatte sie an seinen Träumen teilhaben können? Die Frage brannte ihm auf der Zunge. Aber er würde sie nicht stellen. Sie wollte gefragt werden. Und dann würde sie ein Geheimnis daraus machen. Sie liebte das. Manchmal waren Mädchen einfach schrecklich kompliziert!

»Du hast meinen Namen gesagt, als du geschlafen hast. Immer wieder ...« Sie lächelte.

Luc fragte sich, was er wohl sonst noch gesagt hatte. Ihm schoss das Blut in die Wangen. Das alles war ihm mit einem Mal schrecklich peinlich! Warum tat sie so etwas? Warum belauschte sie ihn beim Schlafen? Erfreulicherweise war sie nicht in der Laune, ihn zu necken. Ganz im Gegenteil. Sie sah ihn an ... Es war ein seltsamer Blick, der gar nicht zu der Gishild passte, wie er sie kannte. Einer Gishild, die immer bereit war, sich zur Wehr zu setzen, ganz gleich, ob man sie nun wirklich angegriffen hatte oder sie es sich nur einbildete.

»Es tut gut zu wissen, dass es jemanden gibt, der sogar in seinen Träumen an mich denkt«, sagte sie mit so entwaffnender Offenherzigkeit, dass er nicht wusste, was er darauf antworten sollte. Er war tief berührt von Gefühlen, die ihm fremd waren, die jenseits seiner Erfahrungen lagen.

Gishild erhob sich und kletterte vorsichtig zu ihm hinab. Sie setzte sich dicht neben ihn und nahm seine Hand. »Ich habe beobachtet, wie du in der Mittagszeit hier hinaufgestiegen bist. Und als ich dich dann stundenlang gar nicht mehr gesehen habe, da habe ich mir Sorgen gemacht.«

Luc konnte nicht ganz nachvollziehen, warum sie sich gesorgt hatte. Wenn er abgestürzt oder ihm sonst etwas zugestoßen wäre, hätte er gerufen. Sie hätte das schon mitbekommen! Er wollte ihr das eigentlich sagen, aber eine innere Stimme warnte ihn, sie jetzt nicht zu unterbrechen.

»Ich bin hier sehr fremd. Ihr nennt mich eine Kameradin, und wir kämpfen im Buhurt gemeinsam, aber ich weiß, dass ich keinen Platz in euren Herzen habe.« Sie reckte das Kinn trotzig vor. »Und ihr habt auch keinen Platz in meinem Herzen. Nur du allein ...«

Und dennoch hatte sie Joaquino gerettet, als er fast ertrunken wäre, dachte Luc. Aber Mädchen waren eben so, Worte und Taten mussten nicht unbedingt zusammenpassen.

»Ich glaube nicht an euren Gott Tjured. Und ich weiß, ihr hasst meine Götter. Am Königshof meines Vaters bin ich

unter Elfen, Trollen, Kobolden und Kentauren aufgewachsen. Geschöpften, die ihr bis aufs Blut bekämpft. Ich bin hier, weil man mich meinem Vater und meiner Mutter geraubt hat. Das werde ich euch niemals vergessen. Jedes Mal, wenn die Galeasse in einen neuen Hafen einläuft, überlege ich, wie ich fliehen könnte. Mir ist schon klar, dass ich als junges Mädchen völlig schutzlos wäre. Deshalb bleibe ich. Meinen Körper habt ihr. Aber mein Herz, das wird niemals der Neuen Ritterschaft gehören!« Sie sah ihn fest an. »Mein Herz gehört dem Fjordland. Und es gehört dir ... Du solltest mein Feind sein. Aber du nennst meinen Namen im Schlaf. Du hast dich verprügeln lassen, damit ich einer verdienten Strafe entgehe. Du bringst meine Welt durcheinander, Luc. Ich hatte solche Angst um dich nach der Explosion, du sahst schrecklich aus.« Sie zitterte leicht. Dann schüttelte sie energisch den Kopf. »Das kann nicht alles dein Blut gewesen sein.« Sie sah ihn an, und ihre Augen strahlten. »Ich will das vergessen, alles. Ich will, dass meine Welt wieder einfacher wird! Ich weiß, du willst wahrhaftig mein Ritter sein. Und dafür liebe ich dich. Zumindest das ist ganz leicht.«

Sie sah ihn auf eine Weise an, die ihm klarmachte, dass sie nun von ihm eine Antwort erwartete. Aber was sollte er sagen? Er brachte ein verlegenes Räuspern zustande. »Ich liebe dich auch«, sagte er schließlich, nach einer Pause, die ihm endlos erschien.

Weit über ihnen erklang Miewengeschrei, das an Gelächter erinnerte. Ihm war klar, dass eine solche Liebe wohl keine Zukunft haben konnte. Er war der Sohn eines Waffenmeisters und sie eine wahrhaftige Prinzessin. Und sie würde einst in jenem Land herrschen, das sich seit Jahrhunderten der Tjuredkirche widersetzte. Zu wissen, wie aussichtslos ihre Liebe war, stachelte seinen Trotz an. »Ich liebe dich auch!«, sagte er noch einmal, entschiedener diesmal.

Sie drückte seine Hand. »Ich weiß«, flüsterte sie. »Ich weiß.« Mit einem leisen Seufzer lehnte sie sich an seine

Schulter. »Es ist gut, bei dir zu sein. Und endlich allein zu sein. Ich möchte, dass du mich küsst.«

Zögerlich beugte er sich vor. Er hatte durchaus schon gesehen, wie Verliebte einander küssten, sogar unter den Novizen. Und so nahm er Gishild fest in den Arm und presste seine Lippen auf ihren Mund. Es war ein seltsames Gefühl. Irgendwie anstrengend. Dann löste er sich und sah sie erwartungsvoll an. Sie wirkte nicht wirklich begeistert. Dann lachte sie plötzlich. »Das ist kein Zweikampf, Luc. Das macht man zärtlicher.« Sie beugte sich vor. Nun küsste sie ihn. Das kam ihm falsch vor. Männer sollten Frauen küssen, nicht andersherum. Doch zugleich war es ein wunderschönes Gefühl, das warme Wellen durch seine Glieder laufen ließ.

Plötzlich endete der Kuss. Gishild sah ihn forschend an. »Das war besser, nicht wahr?«

Er wollte es erst nicht zugeben, sein Kuss hätte sich so anfühlen sollen! Aber alles andere als Zustimmung wäre eine Lüge gewesen.

»Ja«, sagte er und nickte verlegen. »Das war viel schöner. Warum kannst du das so viel besser?«

»Weil ich ein Mädchen bin.«

Er war ein wenig beleidigt. Und dann überfiel ihn Angst. Würde sie ihn weiterhin lieben, wenn er nicht gut küsste? Raffael konnte bestimmt viel besser küssen. Luc hatte ihn und Bernadette einmal beobachtet. Sie ließ sich gern heimlich von Raffael küssen, obwohl sie eigentlich Joaquinós Freundin war. Das würde er nicht wollen, dachte Luc traurig. Gishild sollte keinen anderen als ihn küssen. »Kann ich das lernen, das Küssen? Glaubst du, ich habe Talent?«

Sie fing an zu lachen. Doch war es jenes warme Lachen, das nicht verletzte. »Das ist nicht wie Fechtstunden, Luc. Du wirst schon noch besser werden. Du liebst mich. Und wenn du ein bisschen erfahrener bist, werde ich deine Liebe auch in deinen Küssen spüren.«

»Ja«, sagte er, obwohl er nicht überzeugt war. »Aber warum küsst du so gut und ich nicht? Hattest du ...«

Sie legte ihm einen Finger auf die Lippen. »Sprich das nicht aus! Denk es nicht einmal. Nein, ich hatte keinen anderen. Du bist der Erste, den ich so küsse. Mit uns Mädchen ist das anders. Ich habe schon vor Langem mit jungen Frauen gesprochen. Auch mit meiner Mutter.« Ihre Augen wirkten plötzlich traurig. »Ach, Luc. Ich glaube, du hast keine Ahnung, wie das Leben einer Prinzessin ist. Es ist nicht wie in den Märchen und Sagen. Ich war nicht einmal zehn, da sang mein kleiner Bruder einen Spottvers über mich. Er hatte sich in jenem Sommer sein Königswappen ausgesucht, einen stehenden Löwen. Und mir hatte er ein Strumpfband zum Wappen erwählt. *Gishilde, Gishilde führt ein Strumpfband im Schilde*. Er wurde nicht müde, das wieder und wieder zu singen.«

»Du hast einen kleinen Bruder?«

»Er ist tot.« Sie sagte das schnell, abgehackt. Dann presste sie die Lippen zusammen, bis nur ein schmaler, blasser Strich blieb, der wie eine Narbe in ihrem Gesicht wirkte.

Luc drückte ihre Hand. Dann nahm er Gishild vorsichtig in den Arm. Behutsam küsste er sie. Zärtlich. Er fühlte sich steif und linkisch dabei. Er wollte es besser machen als beim ersten Mal! Er wollte, dass auch sie dieses wunderbare, warme Gefühl spürte. Und er wünschte, er hätte sie nicht nach ihrem Bruder gefragt.

Als sie ihre Lippen voneinander lösten, lächelte Gishild scheu. »Das war schön«, sagte sie sehr leise. »Es hat gutgetan.«

Luc fühlte sich so glücklich wie in jenen seltenen Fechtstunden, wenn es ihm gelang, einen Treffer gegen Michelle zu erzielen. Er würde das Küssen meistern! So, wie er auch die raffiniertesten Finten und Ausfallschritte lernte. Er musste nur üben.

»Ich mag dein Lächeln.« Gishild seufzte. »Als Prinzessin lernt man früh, dass man nicht auf Liebe hoffen sollte,

wenn es ans Heiraten geht. Hat man das einmal begriffen, wird es weniger schmerzhaft. Im Grunde hat man es schon ganz gut getroffen, wenn man einen Mann abbekommt, der nicht viel älter ist und der nicht aus dem Maul stinkt.«

»Aber du bist doch die Tochter eines Königs! Warum bekommst du keinen guten Mann?«

Sie lachte traurig. »Ach, Luc. Natürlich bekomme ich einen *guten* Mann. Aber das, was sich ein junges Mädchen darunter vorstellt und das, was für das Königreich gut ist, geht nur selten überein. Prinzessinnen braucht man, um Bündnisse mit befreundeten Adelshäusern zu stärken. Und um Kinder zu zeugen. Meine Mutter und ihre Hofdamen haben dafür gesorgt, dass ich das schon als sehr kleines Mädchen wusste. Manchmal werden Hochzeiten von Prinzessinnen schon kurz nach ihrer Geburt abgesprochen. Ich kenne den Stammbaum meiner Familie nur zu gut. Ich habe endlose Tage damit verbracht, die Geschichte meiner Sippe auswendig zu lernen. Ohne Mühe könnte ich dir ein Dutzend Prinzessinnen aufzählen, die in meinem Alter schon verheiratet waren. Manche haben mit dreizehn Jahren ihr erstes Kind bekommen. Aber das ist selten.«

Luc sah sie fassungslos an. »Kinder?«

»Ja, Luc. Das bleibt nicht aus, wenn man einem Mann ins Bett gelegt wird. Wer weiß, was mit mir geschehen wäre, wenn mich Lilianne nicht entführt hätte.«

»Und du hättest dich einfach so gefügt?« Das konnte er nicht glauben. Nicht Gishild!

Sie sah ihn lange an. »Das ist das Schicksal von Prinzessinnen«, sagte sie schließlich, und ihre Stimme klang nach lange versiegten Tränen. »Dazu sind wir geboren. Mein kleiner Bruder hatte schon ganz recht, als er mir ein Strumpfband für meinen Wappenschild auswählte.«

»Ich werde dein Ritter sein und auf dich achten«, erwiderte Luc. »Dich wird man nicht an irgendeinen Kerl verschachern! Ich würde dich entführen. Ich ...«

Gishild lächelte, aber ihre Augen schimmerten feucht. »Schwöre mir, dass es so sein wird! Du musst immer da sein, wenn ich dich brauche. Du wirst mich nie im Stich lassen. So wie in den Märchen. Du bist mein Ritter. Für immer!«

»Ja, das schwöre ich!«, sagte Luc feierlich. Und er war voller Stolz, Gishilds Auserwählter zu sein. »Möge mein Herz verfaulen, wenn es jemals anders sein wird!«

Sie nahm ihn in den Arm und küsste ihn. Und diesmal war sie es, die viel zu fest ihre Lippen auf die seinen drückte.

ihrer Rückkehr einen Weg finden würden, ihnen den letzten Sieg, ihren einzigen, abzuerkennen.

Gishild richtete sich auf der Ruderbank auf. Eine Decke auf einem schmalen Holzbrett, das war ihr Schlaflager. Aber sie konnte nicht zur Ruhe kommen. Zu viele Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Immer wieder musste sie an die Küsse auf der Steilklippe denken. Drei Tage waren seitdem vergangen. Jedes Mal, wenn sie sich daran erinnerte, glaubte sie Lucs Lippen spüren zu können. Und sie roch den Duft des Meeres in seinem Haar. Und auch den seines Schweißes. Luc roch immer gut, selbst wenn er schwitzte. Ganz im Gegensatz zu Joaquino oder Raffael. Ihnen haftete eine säuerliche Duftnote an, die sie nicht mochte.

Gishild seufzte und erhob sich. Ihre Gedanken sollten um Firnstayn kreisen, sollten bei ihren Eltern und bei Silwyna sein. Aber irgendwie schafften es die Ritter, sogar ihre Gedanken gefangen zu nehmen! Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang blieb kaum einen Atemzug Zeit. Sie mussten fechten und an den verbliebenen Schiffsgeschützen üben.

Schon am Tag nach dem Unfall hatte Kapitän Alvarez sie alle wieder an die Kanonen befohlen, damit sie keine Angst vor den schweren Geschützen entwickelten. Hin und wieder explodierten Kanonen, so etwas geschah. Damit musste man sich abfinden, hatte Drustan erklärt. Das war Tjureds Wille.

Gishild kletterte hinauf zu dem breiten Laufsteg, der sich über den Ruderbänken erhob.

Die Rahen knarrten leise unter dem Druck der Segel. Stetiger Westwind trieb das große Schiff voran. Steuerbord lehnte eine Wache an der Reling und nickte ihr kurz zu. Misstönendes Schnarchen erklang von den Ruderbänken. Gishild stieg über einen schlafenden Ritter hinweg. Es gab zwar einige Hängematten unter Deck, aber in den lauen Sommernächten schliefen die meisten Seekrieger und Ritter lieber an der frischen Luft als in ihrem stickigen Quartier.

Dicht vor dem Baldachin, der sich über dem größten Teil des Achterkastells spannte, lehnte Alvarez auf dem großen Steuerruder. In seinem Mundwinkel hing eine langstielige Pfeife. Außer ihm schien niemand mehr wach zu sein. Es war wohl sehr spät, denn üblicherweise saßen die Männer und Frauen der Mannschaft noch lange beisammen, redeten, würfelten oder tauschten verstohlen Küsse und intimere Zärtlichkeiten. Es war schwer, an Bord der Galeasse ein Paar zu sein. Hier gab es kaum heimliche Winkel. Was immer geschah, es geschah unter den Augen aller an Bord. Außer in den Stunden kurz vor dem Morgengrauen. So wie jetzt.

Gishild stieg behutsam über die Schlafenden hinweg und bewegte sich in Richtung Heck. Sie schritt lautlos, so wie sie es von Silwyna gelernt hatte. Als sie eine rothaarige Ritterin in den Armen des Geschützmeisters liegen sah, musste sie lächeln. Die Frau hatte sich eng an den tätowierten Leib geschmiegt. Ob sie selbst wohl eines Tages so an Lucs Seite schlafen würde?, fragte sich Gishild. Wie es wohl war, sogar im Schlaf die Nähe eines anderen zu spüren? Bestimmt war das ein gutes Gefühl.

Alvarez winkte ihr zu. Sie gesellte sich zu dem Kapitän. Eine Weile standen sie in einvernehmlichem Schweigen beieinander. Dann hörte Gishild die Stimmen. Sie klangen gedämpft hinter dem Vorhang, den die Deckoffiziere nachts vor den Baldachin spannten. Drustan und Lilianne sprachen leise miteinander.

»Er wird eingehen, wenn du ihn nicht fliegen lässt. Er ist nicht krank, nicht wirklich. Es ist diese verdammte Kiste.« Das war unverkennbar die Stimme ihres Magisters.

»Sein rechter Flügel ist verkümmert. Er wird nie wieder fliegen können. Es sei denn, du heilst ihn.«

»Das geht nicht so einfach, wie du denkst!«, entgegnete Drustan ärgerlich. »Ich könnte seinen Flügel noch einmal brechen und ihm eine Schiene anlegen. Vielleicht hilft das.«

»Er wird dir die Finger zerfleischen, wenn du das versuchst.«

»Ich hatte nicht vor, ihn dabei festzuhalten. Das wäre deine Aufgabe.«

»Ich glaube, es ist unhöflich zu lauschen«, sagte der Kapitän leise.

»Aber du bist doch auch hier«, entgegnete Gishild. Seit sie zum ersten Mal die seltsame Kiste gesehen hatte, die Lilianne überallhin mit sich führte, hatte sie einen Verdacht. Bisher war es nur eine verzweifelte Hoffnung gewesen. Aber jetzt ...

»Der Unterschied ist, dass die beiden wissen, dass ich hier bin, denn mein Platz ist am Ruder.« Er sagte das so laut, dass Drustan und Lilianne ihn hören mussten. »Dein Platz, Gishild, ist auf der Bank, auf der deine Decke liegt. Geh jetzt schlafen.«

Sie funkelte ihn wütend an, aber sie wusste genau, dass weiterer Widerstand zwecklos war. »Wir alle sind doch Löwen«, wandte sie zaghaft ein. »Wir haben keine Geheimnisse voreinander. Wir ...«

»Versuch es nicht weiter«, sagte Alvarez kühl, und Gishild zog es vor, ihn nicht zu erzürnen. Schmollend zog sie sich zurück. Sie würde herausfinden, was in der Kiste war, schwor sie sich. Nicht in dieser Nacht, aber bald.

hatte ihn auch verwundert. Aber nie zuvor war ihm eine Liebhaberin wie sie begegnet.

Er sah eine Frau in Safran am Kai beim Pulverturm. Sein Atem stockte. War sie es? »Das Glas, Juan!«

Der Hauptmann der Seekrieger reichte ihm sein schweres Messingfernrohr. Alvarez hob es ans Auge und stellte es scharf. Aus dem verschwommenen Oval über den Safrangewändern wurde ein Gesicht. Der Kapitän seufzte. Es war eine andere.

»Du planst schon jetzt deine Nacht?«, spottete Lilianne.

Alvarez schob das Fernrohr zusammen. Er hätte sich nicht so gehen lassen dürfen! Auf dem Achterdeck waren die Schiffsoffiziere und seine Ritterbrüder und -schwestern versammelt. Man musste keine Adleraugen haben, um zu bemerken, wonach er Ausschau gehalten hatte. Er sollte die Sache offensiv angehen, wenn er sein Gesicht nicht verlieren wollte. Also drehte er sich um und setzte sein Piratenlächeln auf. »Möchte irgendjemand etwas über die Bordelle der Stadt wissen? Ich glaube, ich kenne sie alle. Wenn ihr so frei seid, mir eure besonderen Vorlieben zu nennen und zu verraten, wie viel Silber euch eine schöne Nacht wert ist, werde ich keinen von euch enttäuschen.«

Drustan sah ihn schockiert an. Michelle versuchte ein Lächeln, wirkte dabei aber verlegen. Einem Teil seiner Deckoffiziere war er ganz offensichtlich peinlich. Nur Juan, der Hauptmann der Seekrieger, grinste unbefangen.

»Bekommt man für fünf Silbergroschen etwas Anständiges geboten?«, rief Luigi vom Steuer herüber. Er war ein erfahrener alter Seemann, Alvarez fuhr schon mehr als sieben Jahre mit ihm. Es gab niemanden, dem er in einem schweren Sturm oder in tückischen Gewässern mehr vertraut hätte als Luigi.

Lilianne, die ehemalige Komturin Drusnas, brach in schallendes Gelächter aus. »Eine Hure bekommst du sicherlich für fünf Silbergroschen, aber Wunder sind ein bisschen

teurer, alter Mann. Im Übrigen habe ich das Gefühl, unser Kapitän kennt sich bei den Kursen zu den Häfen der Safrandienerinnen so gut aus, dass er einen Teil der Liegebühren bekommt, wenn fremde Schiffe einlaufen. Glaubt also nicht, dass ihr einen günstigen Kurs nehmt, wenn ihr ihm folgt.«

Juan konnte nicht mehr an sich halten und begann zu prusten. Sibelle, die junge Nautikerin an seiner Seite, wurde abwechselnd blass und rot und wäre augenscheinlich am liebsten im Boden versunken.

Alvarez fühlte sich entwaffnet. So war Lilianne. Frech und gut in allem, was sie tat. In ihrem letzten Jahr als Novizen waren sie einige Monde lang ein Paar gewesen. Auch jetzt teilten sie noch manchmal das Lager. Wahrscheinlich ahnte sie, dass er aus ganz eigenen Gründen hierhergekommen war. Es war nicht unvernünftig, Marcilla anzulaufen. Aber sie hätten genauso gut auch nach Valloncour segeln können. Ihre Reise war zu Ende, und diesen Hafen lief er nicht an, um Vorräte und Frischwasser an Bord zu nehmen, sondern weil er ein hoffnungsloser Romantiker war.

»Kapitän, wir bekommen Besuch!« Sibelle deutete nach steuerbord, wo sich eine kleine Barkasse näherte.

»Sie sind schnell heute«, bemerkte Lilianne.

Der Mann im Bug der Barkasse winkte mit einer rot-weißen Fahne und ließ sein Boot wenden.

»Zwei Strich steuerbord!«, rief Alvarez dem Steuermann zu. Wenn es nur noch wenige Liegeplätze im Hafen gab, war es üblich, dass Barkassen des Hafenmeisters neu ankommende Schiffe zu den letzten freien Ankerplätzen lotsten.

Der Kapitän sah sich um. Es lagen viele große Kauffahrer an den Kais. Zwischen den schwerfälligen, dickbauchigen Pöten wirkte die *Windfänger* wie ein Löwe unter Wasserbüffeln. Die unruhige See hatte die Handelsschiffe in den Hafen getrieben. Der Himmel war bedeckt, ein rauer Nordwind wühlte das Meer auf. Es war kein Galeassenwetter. So

elegant und schnell diese Kriegsschiffe auch waren, sie waren noch weniger als die Kauffahrtsschiffe dazu geschaffen, einen Sturm auf offener See zu überstehen.

Sie passierten die schmalen, hohen Kornspeicher, altdunkle Ziegelbauten, die wesentlich zum Reichtum Marcillas beigetragen hatten. Dutzende Flusskähne lagen dort fest vertäut, die das Gold des Sommers in die Hafenstadt getragen hatten.

Als sie die Speicherhäuser passierten, glaubte Alvarez den Duft des Kornes zu riechen. Wieder schweiften seine Gedanken zu Mirella. Wo sie jetzt wohl war?

Er stellte sich vor, sie auf einer Sommerwiese zu lieben. Seltsam ... Sie hatte ihn wahrlich verzaubert. So hatte er noch nie für eine Frau empfunden. Vielleicht war es so, weil sie ihn verlassen hatte.

Die Barkasse schwenkte in den weiten Kanal ein, der den großen Handelshafen mit dem alten Hafen verband. Alvarez konnte erkennen, dass dort kaum Schiffe lagen.

»Das gefällt mir nicht!« Lilianne war dicht an seine Seite getreten und sprach so leise, dass die anderen sie nicht hören konnten.

Alvarez ahnte, was ihr durch den Kopf ging. Üblicherweise blieben die Kriegsschiffe im Handelshafen, weil sie von dort schneller auslaufen konnten. Dort lag auch das Arsenal, in dem die Vorräte der Kriegsflotten gelagert wurden. Sie im alten Hafen zu versorgen war viel aufwendiger. »Es gab keine Liegeplätze mehr im vorderen Hafenbecken.«

Sie nickte, doch Alvarez kannte sie gut genug, um zu wissen, dass Lilianne in Gedanken ganz woanders war. »Wann versammelt sich die Flotte, die die neuen Novizen nach Valloncour bringt?«

»Die Schiffe kommen mit allen sieben Winden.« Er machte eine vage Geste. »Schwer zu sagen, wann sie alle versammelt sind. In diesen Tagen müssten die ersten von ihnen eintreffen. Aber bis zur Erweckungsfeier sind es noch über

zwei Wochen. Das ist mehr als genug Zeit. Wir werden pünktlich dort sein.«

Sie glitten an den beiden schwarzen Türmen vorbei, die am Eingang zum alten Hafen wachten. Sie waren alt: düstere Bauwerke, deren Mauerwerk von schmalen Schießscharten durchbrochen war. Die Böden der Türme waren nicht stark genug, um Geschütze zu tragen. Sie stammten aus einer Zeit, in der Bogenschützen die Schlachtfelder beherrscht hatten.

»Die Türme sind bemannt«, bemerkte Lilianne.

Auch Alvarez hatte die Bewegung hinter den Schießscharten bemerkt. Die beiden Türme lagen tief in den Hafenanlagen. Es gab keinen Grund, hier Wachen aufzustellen.

Die große Galeasse hielt in engem Bogen auf den Landungssteg zu, den die Barkasse ihnen zuwies.

Alvarez ballte die Rechte zur Faust und entspannte sie wieder. Es mochte tausend ganz harmlose Gründe geben, warum sich Krieger in den Türmen aufhielten. Was sollte ihnen schon geschehen?

Der Deckoffizier gab Befehl, die Ruder einzuholen. Die *Windfänger* schrammte an den tauumwickelten Pfosten des Landungsstegs entlang. Leinen wurden auf den Holzsteg geworfen. Wenig später war die Galeasse fest vertäut.

Vom Ruderdeck erklang aufgeregtes Stimmengewirr. Die Mannschaft freute sich auf den Landgang. Alles war wie immer. Seine Offiziere sahen ihn ungeduldig an, sie warteten auf seine Befehle. Außer Lilianne schien niemand beunruhigt. Wahrscheinlich sah die Komturin Gespenster!

»Die Backbordrudermannschaft bekommt Landgang bis morgen zur Mittagsstunde. Zahlmeister! Sorg dafür, dass sie die *Windfänger* nicht mit leeren Taschen verlassen.« Die letzten Worte hatte er im Kommandoton gerufen. Die Ruderer begrüßten seinen Befehl mit lautem Johlen.

»Wehe denen, die morgen Mittag nicht zurück sind! Ich kenne jeden verdammten Platz in Marcilla, an den es einen

im Vollrausch verschlagen kann. Ich werde euch finden. Und wenn das geschieht, werdet ihr euch wünschen, eure Mütter wären euren Vätern niemals begegnet!«

Alvarez ignorierte die unflätigen Bemerkungen, die halblaut gerufen wurden. Er wusste, dass er sich auf seine Mannschaft verlassen konnte. Sie würden pünktlich zurück sein. Nicht weil er ihnen drohte, sondern weil sie ihn mochten. Er würde die meisten von ihnen wiedersehen, wenn er sich heute Nacht auf die Suche nach Mirella machte. Sie liebten ihn dafür, dass er in denselben billigen Schenken unterwegs war wie sie. Er legte großen Wert darauf, ihre Welt zu kennen. Und ihre Gesellschaft war ihm lieber als die der aufgeblasenen Pfeffersäcke mit prallen Geldbeuteln, die in besseren Gegenden flanierten.

Ein vertrautes Geräusch ließ ihn aufblicken. Ein Geräusch, das nicht hierhergehörte. Der Gleichtritt genagelter Sohlen auf Kopfsteinpflaster. Vieler Sohlen!

Lilianne berührte ihn am Arm und deutete zu den beiden alten Wachtürmen. Zwischen ihnen hob sich tiefend eine dicke, rostige Sperrkette aus dem Hafenwasser.

fast vollständig von den Himmelsschlangen auf Nangog besiegt worden waren. Alle, bis auf einen, waren sie tot. Doch dieser eine sann auf Rache und den Untergang Albenmarks. Ein Artefakt wie die Silberschale könnte gut von der Geflügelten, von Ista, einer besonders perfiden und rachsüchtigen Göttin, erschaffen worden sein oder von Langarm, ihrem Schmiedegott.

Die Bilder aus der Zukunft, die dem Kundigen in dem spiegelnden Wasser der Silberschale erschienen, zeigten stets Szenen, die dazu angetan waren, falsch gedeutet zu werden. So mochte man den Mann mit den blutigen Händen, der sich über einen Sterbenden beugte, für dessen Mörder halten, obgleich es sein Heiler war.

Häufig waren es aber auch sehr eindeutige Szenen von großer Grausamkeit. So oft hatte sie Albenmark untergehen sehen. Hatte das Banner des Blutbaums auf dem höchsten Turm ihrer Burg gehisst gesehen. Oder die grausame Herrschaft von Orgrims Sohn Darman. Als sie Alathaia in der Silberschale gezeigt hatte, was Darman ihrer Tochter Morwenna antun würde, war die Elfenfürstin von Langollion ein letztes Mal bereit gewesen, für sie zu morden. Eine Bluttat, die letztlich zum Schattenkrieg geführt hatte.

Sie verschloss sich den Bildern des mörderischen Krieges und dachte an ihren weißen Ritter. Wenn sie Ollowain in den Bildern, die offensichtlich in naher Zukunft lagen, nicht wiederfand, hieß das wirklich, dass sein Tod unmittelbar bevorstand? Oder suchte sie nur an den falschen Orten nach ihm?

So sehr ihr der Schwertmeister am Herzen lag, war er diesmal nicht der Grund für ihre Sorgen, auch wenn er der Schlüssel zu sein schien. In den letzten Wochen war ihr ein Phänomen bewusst geworden, dessen Wurzeln möglicherweise Jahrhunderte zurückreichten. Bisher hatte sie sich stets nur Gedanken darüber gemacht, was sie gesehen hatte. Oder aber sie hatte nach Bildern gesucht, die sie sehen

wollte. Eine Zukunft, die sie sich wünschte. Eine Zukunft in Frieden und Harmonie.

Erst seit Kurzem dachte sie über das nach, was sie nicht sah. Der Blick durch die Silberschale reichte durchaus auch in die Welt der Menschenkinder, deren Schicksal so eng mit dem der Völker Albenmarks verknüpft war. Sie sah in der Schale die Städte des Fjordlands und die der unabhängigen Provinzen Drusnas. Die Städte, in denen die Tjuredpriester regierten, blieben ihrem Blick verborgen. Seit Jahrhunderten hatte sie Aniscans nicht mehr gesehen. Sie kannte die Refugien der Priester allein aus den Berichten von Spähern. Von der Ordensburg der Neuen Ritterschaft wusste sie nur den Namen: Valloncour. Den Ort selbst hatte sie nie gesehen, dabei musste er doch von großer Bedeutung für die Zukunft sein. Oder irrte sie sich? Würde die Macht der Neuen Ritterschaft verlöschen? Doch selbst wenn dies geschehen sollte, erklärte es nicht, warum sie keine einzige der großen Städte mehr sah.

Als sie vor zwei Tagen an die Silberschale getreten war, hatte sie die Hoffnung gehabt, dass sie die Städte deshalb nicht gesehen hatte, weil sie sich für andere Dinge interessierte. Nun wusste sie, dass dem nicht so war. Die Welt der Menschen geriet ihr zunehmend aus dem Blick. Woran das liegen mochte, war ihr ein Rätsel. War es das Werk der Priester? Verstanden sie es, sich vor dem Zauber der Silberschale zu schützen? Immerhin hatten sie auch gelernt, die Albensterne zu versiegeln und die Tore, die vom goldenen Netz in ihre Welt führten, zu schließen. Noch hatten sie nicht alle Tore aufgespürt, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis sie es schafften, Daia für immer vor den Kindern Albenmarks zu versperren. Alle Zukünfte, die Emerelle erblickt hatte, verhiessen dies.

Und dabei nahmen sie die Magie aus ihrer Welt. Sie zerstörten sie in einem Maß, das ihnen vermutlich nicht einmal bewusst war. Bei dem Mordanschlag während Roxannes

Krönungsfeier war solch ein Ort ohne Magie entstanden. Es war binnen eines einzigen Augenblicks geschehen. Auch während der Dreikönigsschlacht hatte es einen solchen Vorfall gegeben. Albenkinder, die sich an einem solchen Ort befanden, starben binnen eines Herzschlags. Sie alle waren zutiefst von Magie durchdrungen. Raubte man diese, dann raubte man ihnen auch das Leben.

Voller Zorn dachte Emerelle an ihre toten Hofdamen, wie sie hingestreckt in Roxannes Thronsaal gelegen hatten. Der Mordanschlag hatte ihr gegolten. Und den Rittern, die es getan hatten, war es gleich gewesen, wie viele sonst noch ihr Leben ließen.

Der Zorn verlieh der Königin neue Kraft. Sie griff nach der Magie des Albensterns zu ihren Füßen. Sie würde nach Vahan Calyd reisen, um die Flotte in Augenschein zu nehmen, die dort entstand. Und sie wollte Ollowain sehen, der so bald für immer gehen würde.

an Heftigkeit nachgelassen und erlaubte den Blick auf eine Phalanx aus Waffenknechten auf dem Kai. Sie hatten dort unbeeindruckt vom Sturm Aufstellung genommen. Und als der Regen seinen Silberschleier lichtete, erschienen sie wie von Zauberhand. Arkebusiere in der weißen Livree des Ordens vom Aschenbaum, die schwarze Eiche auf die linke Brust gestickt. Ihre schweren Waffen waren bei dem Regen unbrauchbar. Doch gab es auch Pikeniere mit Brustpanzern und hochgewölbten Helmen. Die Truppe, die der Orden vom Aschenbaum aufgeboten hatte, war eindrucksvoll. Mehr als dreihundert Mann hatten sich auf dem Landungssteg formiert, schätzte Lilianne. Und sie wirkten erstaunlich diszipliniert. Ohne mit der Wimper zu zucken, ertrugen sie den kalten Regen. Es gab kein Geschwätz. Niemand trat von einem Fuß auf den anderen. Dies waren eisern gedrillte Krieger, und sie waren stolz darauf.

Hufschlag erklang. Eine Schar Reiter, ganz in silbernem Stahl gewappnet, erreichte den Hafen. Der Anführer schwang sich aus dem Sattel, marschierte schneidig mit weit ausholenden Schritten den Landungssteg hinauf und betrat die Laufplanke zum Schiff. Befehle wurden gebellt, und die durchnässten Krieger strafften sich.

Lilianne hatte den jungen Ritter, der nun an Bord kam, noch nie gesehen. Er trug einen Halbharnisch und dazu schwere Reitstiefel. Die schwarz-weißen Federn auf seinem offenen Helm waren durch den schweren Regen ruiniert. Sie klebten an dem polierten Stahl. Die schwarze Eiche, sein Ordenssymbol, prangte in Emaille auf seiner Brustplatte. Seine rote Bauchbinde wies ihn als Hauptmann aus.

Ohne sich um die gaffenden Ruderer zu scheren, überquerte er sicheren Schrittes das regennasse Hauptdeck.

Der Kerl war nicht zum ersten Mal auf einem Schiff, dachte Lilianne bei sich. Und er bewegte sich wie ein geborener Krieger.

Die ehemalige Komturin blickte noch einmal zu den Waf-

fenknechten auf dem Landungssteg. Ihre Ausrüstung entsprach ganz den Reformen, die die Neue Ritterschaft in den letzten zwanzig Jahren eingeführt hatte. Bislang hatte der Orden vom Aschenbaum auf einer traditionellen Rüstung aus Kettengeflecht, schweren Schilden und wuchtigen Topfhelmen bestanden. Es war die Rüstung, in der ihre Ordensritter die größten Siege errungen hatten. Aber sie war hoffnungslos veraltet.

Dass die Einheiten hier am Hafen sich von diesen überkommenen Traditionen verabschiedet hatten, alarmierte Lilianne. Das Beharren auf Althergebrachtem war bislang die größte Schwäche der Ritter vom Aschenbaum gewesen. Wenn sie anfangen, sich zu ändern, würden sie noch gefährlicher werden.

Ihr Besucher deutete eine Verbeugung an. »Louis de Bel-sazar, Hauptmann des Komturs von Marcilla. Ich bringe eine dringende Depesche für den Kapitän dieses Schiffes.« Er sah sie mit einem süffisanten Lächeln an. »Wem darf ich sie überreichen?«

Lilianne bemerkte, dass Alvarez darauf verzichtet hatte, seine Bauchbinde zu tragen, und so war es in der Tat für einen Fremden nicht offensichtlich, wer auf der Brücke das Kommando führte.

Der Kapitän trat vor. »Alvarez de Alba«, sagte er knapp, fast schon schroff.

Der Hauptmann überreichte ihm eine Lederrolle.

Während Alvarez das Siegel brach und das Schreiben herausgleiten ließ, wurde das überhebliche Lächeln von Louis noch eine Spur herausfordernder. Ganz offensichtlich wusste er um den Inhalt der Depesche.

Der Kapitän überflog das Schreiben. Dann rollte er es zusammen. »Es tut mir leid, aber dieses Ersuchen muss ich zurückweisen.«

»Das ist kein Ersuchen, sondern ein Befehl«, stellte ihr Besucher klar.

»Worum geht es?«, fragte Lilianne.

»Der Orden vom Aschenbaum wird diese Galeasse beschlagnahmen«, antwortete der Hauptmann mit befehls-gewohnter Stimme. »Ihr wart vielleicht zu lange auf See und kennt deshalb die gesegnete Bulle *Mit aller Kraft* noch nicht, die von den Heptarchen am zwanzigsten Tag des letzten Mondes herausgegeben wurde. Darin beauftragen die Kirchenfürsten meinen Orden, alle Kräfte zu vereinigen, um die Heiden aus Drusna und dem Fjordland zu vertreiben. Dazu soll zunächst eine Flotte aus den besten und stärksten Schiffen zusammengezogen werden. Schiffe wie die *Windfänger*. Alle Komture meines Ordens sind ermächtigt, Schiffe in ihren Ordensprovinzen beschlagnahmen zu lassen.«

Lilianne warf einen Blick zu Alvarez. Er war zu ruhig. Das war kein gutes Zeichen. Und Hauptmann Louis wartete sichtlich darauf, dass es Ärger gab. Jeder Zwischenfall würde die Stellung ihres Ordens noch weiter verschlechtern.

»Du wirst sicher verstehen, Bruder Louis, dass wir nicht einfach ein Schiff in ein weit entferntes Meer verlegen können, ohne dazu den Befehl unseres Ordensmarschalls oder Primarchen zu erhalten. Ich bin sicher, die Oberen meines Ordens werden gern einige Schiffe abkommandieren, um die Flotten auf den Seen Drusnas zu stärken«, meinte sie.

»Schwester, ich glaube, dir ist die Tragweite der Beschlüsse unserer Heptarchen noch nicht ganz bewusst. Wir bitten den Orden vom Blutbaum nicht um Unterstützung. Wir verlangen eure Schiffe. Und dazu die Ruderer und Seeleute. Krieger und Seeoffiziere werden wir selbst stellen. Die *Windfänger* wird ab morgen unter dem Banner des Aschenbaums fahren.«

»Ihr werdet mein Schiff nicht stehlen!«, herrschte Alvarez den Hauptmann an.

Louis trat einen Schritt zurück. »Du solltest deinen Kapitän darauf hinweisen, dass er niemals ein Schiff besessen hat. Unsere Ordensregel besagt, dass wir nichts besitzen.

Selbst das, was wir am Leib tragen, wurde uns von der Kirche geliehen. Alles, was wir Diener Gottes erschaffen, gehört Tjured. Und wenn die Heptarchen als die ersten Diener Gottes beschließen, dass diese Leihgaben anderweitig genutzt werden sollen, dann gibt es da nichts mehr zu besprechen. Wer anders denkt, stellt die gottgewollten Hierarchien unserer Kirche in Frage, und das ist nichts anderes als Ketzerei.«

Louis sah sie herausfordernd an. Dann blickte er zu den anderen, um zu prüfen, welche Wirkung seine Worte gehabt hatten. Und er genoss es, wie die Ritter seinem Blick auswichen. Nur Alvarez hielt ihm stand. Und auch Lilianne mochte den Blick nicht senken. Sie spürte, wie groß der Zorn des Kapitäns war und dass Alvarez nicht mehr lange an sich halten würde. Sie musste ihm zuvorkommen. Er würde sich um Kopf und Kragen reden, denn wenn man einen Diener der Kirche der Ketzerei für schuldig befand, dann war das gleichbedeutend mit einem Todesurteil.

»Wir verfügen über ausgezeichnete Seeoffiziere und gut ausgebildete Mannschaften. Was spricht dagegen, dass wir auf unseren Schiffen bleiben? Natürlich würden wir uns dem Kommando des Aschenbaums unterstellen, wenn der Oberbefehl bei einem Admiral aus deinem Orden liegt, Bruder.«

Louis lachte zynisch. »Meine liebe Schwester, glaubst du wirklich, dass wir auf die vorgebliche militärische Erfahrung eurer Offiziere Wert legen? Verschließt ihr vor dem Desaster in Drusna eure Augen? Ich würde euch nach dem Unheil, das eure Komturin bei der Entführung der Prinzessin des Fjordlands angerichtet hat, nicht einmal das Kommando über einen lecken Fischkutter überlassen. Wie kann man es schaffen, zwei Schiffe an eine Reiterschar zu verlieren? Wie kann man Hunderte Ritter opfern und dann auch noch die Prinzessin, um die es ging, an den Tod verlieren? Nein, wir wollen euer Schiff und die Besatzung. Eure Ritter wollen wir nicht.«

Auf dem Achterdeck herrschte atemlose Stille. Louis schien nicht die leiseste Ahnung zu haben, wer sie war. Lilianne kannte die Lügengeschichten, die man über ihre letzte Schlacht verbreitete, schon seit Langem. Davon, dass eine Zauberin die Galeasse hatte explodieren lassen und die übrigen Galeeren des Geschwaders mitten in einer warmen Sommernacht im Eis gefangen hatte, war nicht die Rede. Angeblich hatten sich Lilianne und ihre ankernden Schiffe von einer kleinen Schar Elfenreiter überrumpeln lassen. Mit so einer Geschichte ließ sich natürlich viel besser begründen, warum man ihr das Amt als Komturin genommen und dem Orden die militärische Führung in Drusna geraubt hatte.

Offenbar führte Louis das Schweigen der Deckoffiziere auf seine neuerliche Beleidigung der Ritterschaft zurück. Und das beunruhigte ihn nicht im Geringsten. Lilianne war zutiefst überzeugt, dass man ihn geschickt hatte, um einen Zwischenfall zu provozieren. Sie musste ihn so schnell wie möglich von Bord bekommen, sonst würde er sein Ziel erreichen.

»Auch tausend schöne Worte ändern nichts daran, dass du mein Schiff stehlen willst. Und die Mannschaft ...«

Lilianne legte Alvarez die Hand auf den Arm, um ihn zum Schweigen zu bringen. Er würde sie noch alle dem Henker ausliefern!

»Du bezeichnest also die Heptarchen als Diebe?«, entgegnete Louis. »Wie war noch gleich dein voller Name, Bruder?«

»Kapitän Alvarez de Alba.«

»Du kannst ihn wohl doch nicht ...«, mischte sich jetzt Michelle ein.

»Und du stellst dich an die Seite eines Ketzers, der die Heptarchen Diebe nennt? Deinen Name bitte, Schwester!«

»Michelle de Droy, Fechtmeisterin im Orden der Neuen Ritterschaft.«

Louis pfiff leise durch die Zähne. »Dann bist du ja die Schwester dieser einfältigen Kuh, die sich ihre Schiffe von ein paar Elfenreitern hat abnehmen lassen.«

»Vielleicht solltest du dir gleich auch den Namen der einfältigen Kuh merken, immerhin bin ich die ranghöchste Offizierin an Bord und stehe in der Hierarchie des Ordens immer noch über Bruder Alvarez, auch wenn ich nicht mehr das Amt einer Komturin von Drusna bekleide.«

Louis sah sie mit großen Augen an. »Du bist ...«

»Lilianne de Droy.«

Der Hauptmann warf einen nervösen Blick zu seinen Kriegern auf dem Kai. Er war eine Spur blasser geworden. Wenn sie ihn wegen seiner Unverschämtheiten zum Duell forderte, blieb ihm nur noch zu wählen, ob er lieber seine Ehre oder sein Leben einbüßen wollte. Lilianne zweifelte daran, dass er ihr als Fechter gewachsen war. Sie hatte noch nie von ihm gehört, und das konnte nur bedeuten, dass er seine Kampferfahrungen in Fechtsälen und nicht auf Schlachtfeldern gesammelt hatte. Lilianne war sich sicher, ihn in einem Ehrenhändel besiegen zu können, ganz gleich, wie gut er war.

Louis schien zu ahnen, was sie dachte. Er räusperte sich. »Ich habe Anweisung, die Ruderer und Seeleute zu einem neuen Quartier zu begleiten. Sofort. Wenn du bitte die entsprechenden Befehle geben würdest.«

»Alvarez, lass die Besatzung abrücken.«

»Aber ...«

»Selbstverständlich befolgen wir die Befehle der Heptarchen und werden unsere Kirche mit all unseren Kräften im Krieg gegen die Heiden unterstützen!«, fuhr sie den Kapitän an. Sie hatten keine andere Wahl, als sich zu fügen. In Drusna hatte Lilianne nicht überschauen können, welche Konsequenzen ihr Handeln für die Macht ihres Ordens haben sollte. Dieses Mal würde sie vorsichtiger sein!

Alvarez fügte sich. Er trat auf den Laufsteg zwischen den

Ruderbänken und gab den Männern Befehl, auf der hölzernen Landungsbrücke Aufstellung zu nehmen.

Der junge Hauptmann schien ein wenig enttäuscht zu sein, dass seine Befehle ausgeführt wurden. Er nickte ihr zu. »Es war ... aufschlussreich, dir einmal persönlich begegnet zu sein, Schwester Lilianne.«

Sie erwiderte seinen kargen Gruß. »Danke. Ich bin mir sicher, wir werden uns noch ein zweites Mal sehen, Bruder Louis de Belsazar.«

Ihre Bemerkung löschte sein selbstsicheres Lächeln. Plötzlich hatte er es eilig, das Schiff zu verlassen.

»Wie konntest du ihm unsere Besatzung überlassen?«, fuhr Michelle sie an, kaum dass Louis außer Hörweite war.

»Ich diskutiere meine Befehle nicht«, antwortete sie kühl.

»Aber du ...«

»Ich glaube, es ist an der Zeit, hier wieder etwas Disziplin herzustellen. Du wirst Buße tun und hier vor aller Augen eine Prise Schießpulver schlucken. Und das sofort!«

»Was? Du bist ja wohl von Sinnen. Du ...«

Lilianne sah die anderen Ritterbrüder an. Keiner sagte etwas, aber Zweifel stand ihnen ins Gesicht geschrieben. »Schwester Sibelle, reiche mir bitte dein Pulverhorn. Michelle, streck deine Hand vor!«

Lilianne maß eine kleine Prise feinkörniges Schwarzpulver auf der Handfläche ihrer Schwester ab. »Schlucken!«

Michelle würgte das Pulver hinab und sah sie mit zornblitzenden Augen an.

»Drustan, deine Hand!«

»Ich hab doch gar nichts ...«

»Genau«, sagte Lilianne. »Du hast mich maßlos enttäuscht, indem du alle Frechheiten von Bruder Louis ertragen hast, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken!«

»Aber ...«

»Deine Hand! Und dann ruft mir Alvarez!« Eigentlich tat ihr Drustan leid, aber er würde besonders elend aussehen.

Unrasiert, dürr und einarmig, wie er war. Lilianne hatte den Kampf um die *Windfänger* keineswegs aufgegeben, doch sie wusste, dass List die einzige Waffe war, die ihr in diesem Gefecht blieb. Und sie genoss es, nach zwei Jahren wieder in den Kampf zu ziehen. Auch ohne Pulverdampf und das Lied der Klingen ging es um Leben und Tod.

